



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Julian: Sealsfield.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sealsfield.

Der Tod hat in den letzten Monaten eine Reihe namhafter Schriftsteller hinweggerafft; es wird von Interesse sein, auf ihre Stellung zur deutschen Literatur einen flüchtigen Rückblick zu werfen. Lassen Sie mich mit dem zuletzt Gestorbenen beginnen.

Das erste Werk, mit welchem sich Sealsfield dem deutschen Publicum bekannt machte, „der Legitime und die Republikaner“, erschien 1833; das letzte, „Süden und Norden“, 1842; während dieses Zeitraums lieferte er fast alljährlich einige Bände, seitdem ist er völlig verstummt. Die Werke erregten außerordentliches Aufsehn, theils wegen ihres innern Werths, theils weil man auf den Verfasser neugierig war, dessen Namen, wenn ich mich recht erinnere, man erst erfuhr, als er zu schreiben aufgehört hatte. Die ersten positiven Nachrichten drangen nicht früher als 1854 ins Publicum. Damals erfuhr man, daß ein Mann dieses Namens seit 1832 in der Schweiz lebe, wenig zugänglich, von hypochondrischen Grillen erfüllt; daß er ein geborner Deutscher sei, in Deutschland die Universitätsbildung durchgemacht und von Amerika aus schon früher das Vaterland mehrfach besucht habe. Zwischen 1830 und 1832 habe er sich in London und Paris aufgehalten. Weitere Details über sein Alter, wo er eigentlich her ist, und was er vor seiner Schriftstellerei getrieben, weiß man noch heute nicht; hoffentlich wird nun durch die Revision seiner Papier Gelegenheit gegeben werden, etwas Näheres zu erfahren.

Zwei Vorzüge sind es, die ihn vor den meisten Reisebeschreibern und Romandichtern seiner Zeit — zwischen beiden steht er in der Mitte — augenfällig auszeichnen.

Zunächst ein Reichthum, ein Glanz und eine Frische der Farbe, die freilich zuweilen blendet, in den meisten Fällen aber das Dargestellte wirklich vor die Seele führt. Seine Figuren sind nicht gedacht, sie drängen sich den Augen seines Geistes auf, mit einer zuweilen ängstigenden Gewalt, von der aber etwas jeder wahre Dichter erleiden muß; es stehn ihm schnell die angemessenen Mischungen zu Gebot, und er weiß die Bewegung seines Innern auch der Seele des Lesers mitzutheilen. So lange man ihn liest, steht man völlig unter seinem Bann, die Reaction tritt erst später ein. Diese glückliche poetische Gabe ist freilich von den entsprechenden Fehlern begleitet. Sealsfield ist mehr Colorist als Zeichner, und bei näherer Prüfung läßt die Correctheit seiner Gestalten manches zu wünschen übrig. Die Virtuosität, mit der er über die Farbe verfügt, verleitet ihn nicht selten, zum Zweck zu machen, was in der echten Poesie nur

Mittel sein darf. Wenn endlich die Macht der Farbe auf einer kräftigen Sinnlichkeit beruht, so geht bei Sealsfield diese Sinnlichkeit bisweilen in etwas Anderes, Häßliches über, wovon man in „Süden und Norden“ in „Morton“ u. s. w. abschreckende Beispiele findet.

Der zweite Vorzug ist eine ganz ungewöhnliche allgemeine Bildung und eine damit verbundene Feinsüßlichkeit für fremde Art zu sein. Sealsfield gleicht nicht den herkömmlichen mittelmäßigen Touristen, die ihre zufälligen Gewohnheiten und selbst Unarten als Maßstab mitbringen, er bemüht sich überall mit Ernst und oft mit Erfolg, fremdes Leben nachzufühlen. Freilich begegnet ihm dann leicht, daß das Fremde als solches ihm imponirt, und daß er mit jener Virtuosität eines deutschen Philosophen, die er selbst verspottet, auch das absolut Unvernünftige vom höheren Standpunkt aus als das Vernünftige zu construiren sucht. Daher sind seine Urtheile nicht unbedingt zuverlässig; seine Vertheidigung der Sklaverei wird schon durch den gesunden Menscheninn widerlegt, sie ist neuerdings schlagend durch die Geschichte widerlegt worden. Aber seine Urtheile sind nie aus der Oberfläche geschöpft, sie zeugen überall von großem Scharfsinn und umfassender Welterfahrung, und auch wo er irrt, kann man mehr von ihm lernen als von correcteren Reisenden, die den gebahnten Wegen folgen. Und zwar liegt das darin, daß er nie oder doch nur selten beim bloßen Raisonnement stehn bleibt, daß er vielmehr die Sachen, um die es sich handelt, dem Leser sinnlich vor die Augen führt und ihm so die Mittel an die Hand giebt, das Urtheil zu berichtigen. Mitunter hat sich seine historische Anschauung doch glänzend bewahrt. Ich will nur an zwei Punkte erinnern, die Analyse der Colonisirung von Louisiana und Texas, und der Nachweis, daß Mexico zwar alle Elemente zu einer großen Monarchie, aber kein einziges zu einer Republik in sich enthält. Die beiden Figuren, Nathan der Squatter und der Conde di San Jago werden bleiben.

Die Zeit, in welcher Sealsfield wirkte, 1833 bis 1842, pflegt man als die jungdeutsche zu bezeichnen. Sie umfaßt in Deutschland Heine, Börne und ihre Schule sowie die Junghegelianer, in Frankreich George Sand und Balzac, in England hauptsächlich Bulwer. Sie ist vorwiegend kritisch gegen ihre unmittelbare Vorgängerin, die dritte Epoche der Romantik, die etwa mit dem wiener Congress beginnt und sich noch über die Julirevolution hinaus ausdehnt, und deren Typen unsere Novellisten, Hoffmann, Tieck, Leopold Scherer, Stefens, ferner die ästhetischen Althegelianer, im Ausland W. Scott, Cooper und etwa B. Hugo sind.

Zwischen diesen beiden Epochen steht Sealsfield in der Mitte. Seiner principiellen Neigung nach ist er so entschieden jungdeutsch, wie es nur einem Dichter möglich ist; dagegen erinnern seine Kunstmittel weit mehr an

die frühere Phase unserer Literatur. Einige Beispiele werden das deutlich machen.

Man nehme eine seiner glänzenden Schilderungen, etwa den Prairieritt im „Gajütenbuch“ oder das tropische Regenwetter in „Süden und Norden“, und halte dagegen irgendeine der zahlreichen Schilderungen bei V. Schefer z. B. den Waldbrand oder die Nacht auf dem Kreuz der Peterskuppel, so wird man eine ganz erstaunliche Verwandtschaft entdecken. Beide Dichter verstehen es nämlich, die Seele des Lesers so zu stimmen, daß sie das wilde Ereigniß, das sie darstellen, mit fühlen, ja mit leiden, ohne daß seinem Anschauungsvermögen eine deutliche, in allen Punkten durchsichtige Vorstellung bleibt. Was sich sonst auszuschließen scheint, das träumerisch Dämmerhafte und das Grelle, ja Blendende, ist auf eine seltsame Weise in einander verwebt. Freilich belehrt uns jeder etwas wilde Traum, daß in der That beides sich keineswegs ausschließt, daß der Schwindel, der alle Sinnlichkeit aufhebt, und die nervöse Reizbarkeit, die jede Gestalt ins Fragenhafte verdeutlicht, gar wohl mit einander verbunden werden können. Offenbar haben beide Dichter aus dem Traum ihre Kunst gelernt. Doch ist es möglich, daß Schefer als unmittelbares Vorbild auf Sealsfield gewirkt hat.

Ein anderes Beispiel. Ein geheimnißvoller mexicanischer Aristokrat wird von einigen Amerikanern belauscht, sein Gesicht sieht zuerst bloß müde und stumpf aus, dann aber fangen eine Masse kleiner Linien an sich auf demselben zu bilden, und die Bewegung seiner Gesichtsmuskeln wird so fieberhaft schnell, daß der Leser an den Zeitstanz denken muß. Das ist nicht etwa ein einzelner Fall, solche Phantasmagorien wiederholen sich alle Augenblicke, z. B. bei dem dämonischen Geldmenschen in „Morton“; aber auch in lieblicheren Formen z. B. bei den jungen Damen der newyorker Aristokratie, die ganz aus Quecksilber bestehen. Nun halte man dagegen ein beliebiges Capriccio von Hoffmann z. B. den „goldenen Topf“, und man hat genau dieselbe Operation der Physiognomie. Freilich spukt bei Hoffmann der Teufel und seine Großmutter, bei ihm erfolgen die Verwandlungen wirklich, der Archivarius Lindhorst wird wirklich ein Drache, sein Thürklopfel wirklich eine alte Hexe u. s. w., während bei Sealsfield die Individuen bleiben und der magisch bewegende Hauch nur über die Gesichter läuft, aber dieser Unterschied betrifft nur die Außenseite, der innerste Kern des Schaffens ist in beiden Fällen der künstlerische Materialismus, der sich bemüht, für jede geistige Bewegung den gleich starken körperlichen Ausdruck zu finden. Bei Balzac findet man ganz ähnliche Erscheinungen.

Ein dritter Fall. In der politischen Tendenz scheint Sealsfield von Steffens außs äußerste abzuweichen, der erste bekennt sich zur Partei der Revolution, der zweite ist entschiedener Reactionär. Aber man vergleiche das Bild, welches

Sealsfield in „Morton“ vom Dämon des Geldgewinns entwirft, mit dem, welches Steffens in der „Familie Walfeth“ von dem Dämon des Spiels giebt, und man wird wieder völlige Uebereinstimmung finden, wenn auch der Eine sich dafür begeistert, was den Andern mit Abscheu erfüllt. In den menschlichen Leidenschaften etwas Magisches, Dämonisches, ja Teufliches zu suchen, sie als eine über das menschliche Vermögen hinausreichende, fremde Macht zu entwickeln, lag tief im Wesen der Romantik.

Wenn diese Beziehungen Sealsfields zu der Generation, die ihm unmittelbar vorausging, sich unzweifelhaft herausstellen, so springt die Verwandtschaft mit der gleichzeitigen jungdeutschen Literatur noch viel deutlicher in die Augen. Man erinnere sich an die Art und Weise, wie Heine und Börne halb mit Rührung, halb mit Hohn sich über die Natur des deutschen Volks auslassen, und stelle damit die Figur des Herrn Bohne in „Süden und Norden“ in Zusammenhang. Herr Bohne ist ein deutscher Flüchtling, der mit einer Zahl amerikanischer Gentlemen durch Mexico reist und als guter Deutscher sich gefallen läßt, von ihnen auf jede mögliche Weise maltrairt zu werden. Herr Bohne hat als preussischer Landwehrmann Rekruten gedrillt und schwärmt fürs Drillen. Auf der Universität hat er aus einer Tabakspfeife mit schwarz-roth-goldenen Quasten geraucht und ist deshalb zum Tode verurtheilt. Herz und Kopf sind voll von Idealen politischer Freiheit, und bei jeder Verlegenheit sieht er sich nach der Polizei um, weil er sich nicht selbst zu helfen weiß. Er trägt schmutzige Wäsche und einen alten Studentenrock und ist begeistert für die feinen Sitten der Aristokratie. In allen gemeinen Dingen des Lebens hat er ein schiefes Urtheil, dagegen imponirt er selbst den unverschämten Yankee's durch seine Virtuosität, jede fremde Erscheinung philosophisch zu begreifen und ihr einen Ort im System anzuweisen. Er ist tief durchdrungen von der Herrlichkeit des deutschen Gemüths und spottet über die Willenlosigkeit der deutschen Natur und seine eigene. — Wer ist dieser Herr Bohne? — Die Yankee's nehmen ihn mit Hohn für ein Bild des Deutschen überhaupt, der Verfasser pflichtet ihnen mit Schmerz bei. — Einmal sehen die Yankee's von der Spitze des Orizava aus das Sterngebilde des südlichen Kreuzes, sie stimmen begeistert den Chor an: „Ehre sei Gott und seinem Sohn!“ welchen sie beständig wiederholen. Herr Bohne, der dazu kommt, ist über dieses Gebahren zuerst verwundert und fordert sie auf, aus dem Kalten zu kommen und Punsch zu trinken; als sie ihn aber wegen dieses Stumpfsinns wiederum greulich maltrairten und in ihrem Choral fortfahren, geht er in sich und bricht unter Thränen in die Worte aus: „ich danke Ihnen, dies macht mich wieder zum Christen!“ — Und der Verfasser entläßt den Leser mit dem beruhigenden Gefühl, daß nun alles in bester Ordnung sei.

Ob dieser Verfasser wirklich Sealsfield heißt, ist mir noch zweifelhaft; ob

er als preussischer Landwehrmann Rekruten gedrillt und als deutscher Student in physischer Wirklichkeit schwarz-roth-goldenen Tabak geraucht hat, weiß ich nicht; jedenfalls hat er es geistig gethan, und wer seiner Person wegen neugierig ist, mag sich daran erinnern, daß auch aus einem Zerrspiegel die Physiognomie sich erkennen läßt, und diese Physiognomie — in Herrn Bohne suchen. — Was uns Deutsche betrifft, so ist eine neue Generation an die Stelle der jungdeutschen getreten. Wir haben nicht mehr das Bedürfnis, uns durch Pathos oder Ironie aufregen zu lassen, nicht mehr das Bedürfnis, das Unbegreifliche metaphysisch zu construiren, nicht mehr das Bedürfnis, uns mit hypochondrischer Freude an unserer vermeintlichen Hamletnatur zu weiden: — sondern wir haben das Bedürfnis, die Welt und ihre Kräfte kennen zu lernen, daran die Grenze unserer Wünsche abzumessen und innerhalb dieser Grenzen Schritt vor Schritt vorwärts zu gehn. Die Times hat uns den Freibrief geschrieben: wir sind eine Nation wilder, erobernder Barbaren, und wenn es damit auch nicht so schlimm aussieht, so dürfen wir doch das Portrait, das in Herrn Bohne von uns gemacht sein soll, bescheiden als nunmehr unangemessen zurückweisen.

In einem andern Romane, „Deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften“, scheint Sealsfield von dem löblichen Vorsatz ausgegangen zu sein, die Deutschen in ein besseres Licht zu stellen; aber gerade wo es angehn soll, bricht er ab. Als Vertreter der deutschen Aristokratie wird beiläufig ein neugeadelter Banquiersohn vorgeführt.

Völlig jungdeutsch ist er in „Morton“. In diesem prophetisch klingenden Werk wird eine allgemeine Weltrevolution verheißen, geleitet durch ein paar gewaltige Banquiers in der Art des Grafen Montecristo, die immer eine Million zu den kleinen Tagesausgaben in der Westentasche bei sich führen. Ein etwas blasirter junger Roué wird von dieser Revolutionsgesellschaft eingeweiht und erwirbt seinen Freibrief durch eine im halben Rausch gehaltene Rede über den Zusammenhang des Bankwesens mit der Umwälzung der Menschheit, wie sie allenfalls auch Gukow hätte erfinden können. Man muß an den guten Herrn Bohne, sein ungewaschenes Hemde und seinen Studentenrock denken, um diese Gluth zu begreifen, mit welcher das Phantasiemalde von Millionen oder Billionen Dollars seine Seele durchdringt.

Auch wir haben von der Macht des Geldes einen solideren Begriff als die Generation, die uns unmittelbar vorausging; die Volkswirtschaft spielt mit Recht eine sehr erhebliche Rolle in unserm politischen Treiben. Aber wir wissen, daß das Geld nur von Werth ist, insofern es vergangene Arbeit darstellt und künftige Arbeit hervorrust; Wunder zu thun ist es nicht im Stande. Fieberträume wie jene Rede Mortons würden heute nur noch Gelächter erregen.

Wir haben Recht, uns eine Generation des Fortschritts zu nennen, wenn auch noch sehr viel daran fehlt, daß wir das Erworbene als befestigt betrachten dürften. Die Macht des Verstandes, des Rechts und des sittlichen Gefühls hat im Markt des Lebens die Ausgeburten einer erhitzten Phantasie zurückgedrängt; auch die Dichtung sucht diesem neuen Stand der Dinge gerecht zu werden. Gleichwohl dürfen wir nicht undankbar gegen unsere Vorgänger sein: die Lebhaftigkeit der Empfindung, mit der sie Ideale in sich aufnahmen und auf ihre Verkörperung drangen, hat unserm rubigern und zusammenhängenderen Streben den Weg gebahnt. Und einer der geistvollsten und gehaltreichsten dieser Vorgänger ist Sealsfeld.

Julian Schmidt.

Bermischte Literatur.

Atlas zur Industrie- und Handelsgeographie. Mit erläuterndem Text von Dr. V. F. Kun und Dr. Henry Lange. Erste Lieferung. Leipzig 1864, Verlag von Albert Hoffmann.

Dieser Atlas hat den Zweck, die Gewerthätigkeit und den Handel in geographischen Bildern darzustellen. Wir begegnen auf seinen Karten daher weniger den einzelnen Gebirgsgruppen und den einzelnen Thaleinsenkungen, als vielmehr den Handelsstraßen und den Hauptgebieten der verschiedenen Gewerbszweige und Fabrikthätigkeiten. Da die Karten nur eine Größe von durchschnittlich zwölf Quadrat-zoll haben, so würden sie zu voll und damit zu wenig übersichtlich geworden sein, wenn man jeden Industriezweig hätte angeben wollen. Man mußte daher das Wichtigste auswählen, und das ist mit Takt geschehen. Im Allgemeinen findet sich Folgendes durch Farben oder farbige Zeichen auf den Karten angegeben: Weinbau, Tabak, die Bergbaubezirke, die Hauptfundorte der einzelnen Mineralien, die Districte der Wollen- und Baumwollen-, der Leinen- und Seidenweberei, der Manufactur von Porzellan, Thonwaaren, Glas, Chemikalien, Leder, Papier, Zucker, Metall-, Holzwaaren, Stroh- und Rospbaargestechten. Auf Nr. 9 der Karten sind alle Hauptzoll- und Hauptsteuerämter des deutschen Zollvereins, auf Nr. 10 (Oesterreich) die Filialen der österreichischen Nationalbank und die der österreichischen Creditanstalt, die großen Messplätze und Freihäfen, die Eisenbahnen, Kanäle und Dampfschiffahrtslinien durch deutliche Bezeichnungen hervorgehoben. Wo der Raum es zuließ, sind